

Zeitschrift: Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil
Band: 8 (1940)
Heft: 10

Artikel: Ein dunkles Blatt
Autor: Rheiner, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-563542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein dunkles Blatt

Von Rudolf Rheiner.

Wenn ich heute versuche, die Hintergründe der männlichen Prostitution zu berühren, so geschieht es nicht um einer billigen Sensation willen oder aus einem überheblichen Philistertum heraus. Es gilt um der Wahrheit willen eine Erscheinung zu zeichnen, die manche Menschen unserer Art immer wieder in ihren Bann zieht. Wir haben es mit einer Tatsache zu tun, die gern geleugnet und bagatellisiert wird und von Zeit zu Zeit doch wieder mit unliebsamen Skandal-Affären die Oeffentlichkeit beunruhigt. Läge der Fall wie auf der „normalen“ Seite bei den Dirnen, so könnte man ohne weiteres darüber hinweggehen. Er liegt aber leider ganz anders. Die öffentliche Meinung — und das ist nun einmal der weitaus überwiegende, andere Teil unseres Volkes — erfährt von der homoerotischen Liebesneigung nur durch derartige Konflikte. Ihr fehlt — wie bei Mann und Frau — vollkommen der Vergleich mit den vielen positiven Bindungen zwischen Freunden, die wegen der heute noch allgemein herrschenden Anschauung in den seltensten Fällen wagen können, sich erkennen zu geben. So zeigt sich dem Mann aus dem Volke, der auf der Geschworenenbank sitzt und über Menschenschicksale zu entscheiden hat, kein anderes Bild, als daß ein Homoerot eben ein Strich-Kavalier und Jugendverführer ist. So urteilt der Zeitungsleser an der Werkbank und im Bureau — und wehe dem Berufsgenossen, den er als gleichgeschlechtlich Liebenden erkennt! — Dagegen anzukämpfen heißt vorläufig noch, das Gotthardmassiv mit einem Luftgewehr erstürmen! —

Die Geschichte der käuflichen Jünglingsliebe, ihre Erscheinungen und Auswirkungen durch die Jahrtausende, ist noch nicht geschrieben. Kurze Hinweise darauf liegen in vielen Bänden und Werken verstreut, von einigen modernen Schriftstellern in ein paar Romanen eindrucksvoll gestaltet, so z. B. von Sagitta im „Puppenjungen“, von Scouffi im „Hotel zum Goldfisch“. Ueber ihr Vorhandensein im griechischen Zeitalter äußert sich Prof. Dr. Hans Licht in seiner „Sittengeschichte Griechenlands“:

„Käufliche Liebe hat es zu allen Zeiten und bei allen Völkern gegeben, so sehr man das auch aus den verschiedensten Gründen wird bedauern müssen. Auch die männliche Prostitution ist so alt wie die Liebe selbst. Unter den Tempelprostituierten befanden sich bereits Buhlnabben und Jünglinge. Wie sehr die männliche Prostitution schon zu Solons Zeit in Athen verbreitet war, geht daraus hervor, daß dieser große Staatsmann, Dichter und Philosoph durch seine Gesetzgebung nicht nur den Sklaven die Päderastie *) verbot, weil diese freieste Betätigung menschlicher Selbstbestimmung nur den Freien zukäme, sondern auch die unter Strafe stellte, die aus ihrer Schönheit ein Gewerbe machten. „Wer

*) Nicht im heutigen Sinn zu verstehen; bedeutet im Altertum den pädagogisch betonten Eros des Mannes zum Jüngling.

nämlich“, sagt der Redner Aischines, dem wir die Kenntnis dieser solonischen Gesetze, die freilich in ihren Einzelheiten durchaus nicht klar überliefert sind, im wesentlichen verdanken, „wer seinen eigenen Leib um Geld verkauft, von dem steht zu befürchten, daß er auch das gemeinsame Staatsinteresse leicht preisgeben wird.“

So sehr die Griechen zu allen Zeiten das auf gegenseitiger Neigung beruhende Verhältnis zwischen Mann und Jüngling billigten, ebenso verwafen sie es, wenn ein Knabe sich für Geld preisgab. Das bezeugt nicht nur Aischines mehrfach in seiner berühmten Rede gegen Timarchos mit deutlichen Worten, sondern es geht auch aus vielen Stellen anderer Autoren hervor . . .“

Wir haben mehrere Schriftquellen, aus denen mit ziemlicher Sicherheit zu entnehmen ist, daß es in Griechenland, zum mindesten in Athen und anderen Hafenplätzen, Bordelle oder Absteigequartiere gab, in denen entweder allein oder neben käuflichen Mädchen, auch Jünglinge zu haben waren . . . Oft genug mögen die Insaßen solcher Häuser junge Leute gewesen sein, die im Kriege gefangen und dann verkauft wurden. Das bekannteste Beispiel dafür ist jener Phaidon aus Elis, mit dem Sokrates am Tage seines Todes das berühmte Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele führte. Phaidon stammte aus einer vornehmen Familie und war in dem Kriege zwischen Elis und Sparta noch sehr jung in die Hände der Feinde gefallen, die ihn nach Athen verkauften, wo er von dem Besitzer eines öffentlichen Hauses erstanden wurde. Dort lernte ihn Sokrates kennen, der einen seiner wohlhabenden Anhänger veranlaßte, ihn loszukauen. Es ist eine außerordentlich bemerkenswerte Tatsache, daß das vielbewunderte Gespräch Phaidon, vielleicht das ergreifendste, was Plato überhaupt geschrieben hat, nach einem Jüngling benannt und im wesentlichen mit ihm geführt ist, der, wenn auch gezwungen, noch kurze Zeit vorher in einem Bordell jedem zuwillen war, der ihn bezahlte . . . Trotz dieser Tatsachen wäre die Annahme völlig verkehrt, daß die Sinnlichkeit die einzige oder zum mindesten die wichtigste Komponente der hellenischen Knabenliebe bedeutet hätte. Ganz das Gegenteil ist der Fall: alles was Griechenland groß gemacht hat, was den Griechen eine Kultur verschaffte, die man bewundern wird, so lange die Welt besteht, hat seine Wurzel in der beispiellosen ethischen Bewertung des Männlichen im öffentlichen und privaten Leben . . .“

Aus diesem kurzen Bericht geht zweierlei hervor:

1. Die männliche Prostitution ist nicht erst eine Erscheinung des „modernen, schwachen, liberalistischen Zeitalters“; sie hat in allen großen Städten schon immer bestanden, seit Männer den körperlichen Rausch mit ihresgleichen suchen.

2. Schon vor mehr als 2000 Jahren sah ein großer Denker auch im „Strichjungen“ den Menschen, hat an den Menschen in ihm appelliert und am Tage seines Todes mit dem Erniedrigten noch ein Gespräch von einer geistigen Höhe und seelischen Tiefe geführt, daß der von so vielen Geschändete für alle Zukunft ein Begnadeter wurde. —

Schön, werden viele sagen, sogar sehr schön! Aber was geht uns das alte Griechenland an! Wir leben heute — und in einer entgötterten Welt. Unsere Gesetze und unser ganzes Leben ist

auf anderen Voraussetzungen aufgebaut. Der Strichjunge bleibt ein Deklassierter, ein Mensch mit einem traurigen Gewerbe, das niemand verteidigen kann! Durch diese Kerle werden immer wieder Skandalaffären aufgerührt, sie begehen über kurz oder lang immer wieder kriminelle Handlungen — darum gehört der Strichjunge hinter Schloß und Riegel! — Diese „Logik“ hinkt! —

Wir brauchen nicht zu betonen, daß wir dem männlichen Prostituierten keinen Heiligenschein aufsetzen wollen; es gibt Raubgierige, Arbeitsscheue, Asoziale, Kriminelle unter ihnen wie bei allen Entwurzelt en; warum sie Entwurzelte wurden, wird noch zu begründen sein. Aber die Frau unter der Laterne und der junge Mann, der den Randstein abklopft, brauchen noch nicht Verbrecher zu sein. Ihre Handlung ist entwürdigend, denn ohne Zuneigung sich einem wildfremden Menschen preiszugeben, bleibt entwürdigend. Aber in den allermeisten Fällen wird es eben doch Not sein, bittere Not, die den Menschen zu dieser Handlung treibt, bevor er zum Verbrecher wird. Peter Martin Lampel erzählt in seinen „Begegnungen“, daß fast bei jedem käuflichen Jungen der Großstädte, die er antraf, die zweite Frage war: „Haste Arbeit für mich? Ich möchte weg vom Strich...“ Wo dieser ehrliche Wille zur Arbeit laut wird, wo der starke Wunsch durchbricht, aus dieser zweifelhaften Atmosphäre herauszukommen, sollten wir mit unserem rigorosen Verdammungsurteil zurückhalten. Wo wir auf solche jungen Kerle stoßen, die aufrichtig versuchen, Boden unter den Füßen zu gewinnen, da sollten auch wir versuchen, wirklich zu helfen. Vielleicht wartet vor uns ein Verzweifelter darauf, daß sich ein einziges Mal in seinem Leben ein Mensch seiner annimmt, nicht nur mit Phrasen und einer bezahlten Nacht, sondern einen Weg weist, um sein Brot ehrlich zu verdienen. Erst wenn die Gesellschaft Arbeit für jeden Arbeitswilligen geschaffen hat, erst dann hat sie das Recht, über den Prostituierten den Stab zu brechen.

(Schluß folgt)

Allerseele

E Skizze vom Karl Pfenninger.

Grau hanget de Näbel über dr Forch. E chlini Bise gaht und zehrt a de letschte Blätter, wo na an Bäume zitteret. s'Friedhofstor gieret; es git en Ton, wo eim e chli wehtuet und fascht an en Mänsch erinneret... wie na vill uf dem Gottesacker. — Bsunders jetz, wo de Näbel alli Gränze verwüscht, wie wänn er allem wetti d'Härti näh und s'Schwäri möchti liechter mache. —

Eigetli gaht me dur e-n-einzige Bluemegarte. Liechtli brännet da und deet, und nu öppenemal häts es Grab mit bloßer Aerde. s'git eim jedes Mal en chline Stich: Vergäßni... und händ doch au emal gläbt und d'Sunne und d'Blueme und d'Starne gseh,